Historische Monatsblätter für die Provinz Posen.

Jahrgang II. | Posen, 1. März 1901. | Nr. 3.

Die Entwürfe für das Kaiser Friedrich-Denkmal in Posen.

Von

G. Zeidler.

Am 7. Februar d. J. wurde das Urtheil über die Modelle gefällt, welche auf Grund eines öffentlichen Wettbewerbs von Bildhauern Deutscher Reichsangehörigkeit eingesandt waren. Die 34 eingereichten Entwürfe waren in der Turnhalle am Grünen Platze in außerordentlich geschickter Weise so aufgestellt, daß jedes Modell gut beleuchtet war und, ohne durch andere Modelle in der Wirkung beeinträchtigt zu werden, voll zur Geltung kam. Die Theilung des Raumes in drei Abtheilungen durch Einziehen von Wänden ermöglichte diese Aufstellung, welche durch einen glücklich gewählten Anstrich in stumpfer, dunkelgrüner Farbe, durch reiche Anbringung von Gewächsen noch gehoben wurde und in jeder Beziehung als eine durchaus gelungene zu bezeichnen ist.

Bei der Betrachtung von Entwürfen zu Kunstwerken, welche im Freien aufgestellt werden sollen, haben wir zunächst das Verhältniß derselben zu ihrer künftigen Umgebung zu prüfen. Denn die Gestalt, welche ein Denkmal annehmen soll, ist durchaus abhängig von dem Platze, auf dem es zu errichten ist; es muß dem Platze angepaßt, in denselben hineincomponirt werden. Diese Hauptforderung bedingt von vorn herein, daß der Künstler, welcher an die Aufgabe, ein Denkmal zu entwerfen, herantritt, mit der Umgebung, in der dasselbe aufgestellt werden soll, aufs Innigste vertraut ist. Es liegt auf der Hand, daß diese Bedingung nicht von allen Künstlern, die ausgestellt haben, erfüllt werden konnte.

Ob dieser und viele andere Nachtheile des öffentlichen Wettbewerbs aufgewogen werden durch den einen unbestreitbaren Vortheil, daß auch dem noch unbekannten Künstler Gelegenheit gegeben wird, sich hervorzuthun und bekannt zu machen, ist hier nicht der Ort

zu untersuchen. Genug, der Weg des öffentlichen Wettbewerbes war auch hier gewählt. Und im Hinblick auf die Unmöglichkeit, daß jeder einzelne Bewerber sich die Oertlichkeit selbst ansehen konnte, erscheint es berechtigt, wenn der Ausschuß dem Künstler ganz bestimmte Vorschriften über Art und Größe des zu schaffenden Kunstwerkes machte. Daß es im Allgemeinen das Richtige ist, dem Künstler selbst volle Freiheit zu lassen mit Ausnahme der Festlegung der zur Verfügung stehenden Mittel, die nun einmal eine entscheidende Bedeutung einnehmen, braucht nicht erörtert zu werden. Darum nehmen wir ja einen Künstler, weil wir nicht nur seinem Können, sondern auch seiner Phantasie, seiner Gestaltungskraft mehr zutrauen, als der unsrigen. Also ist es doch das Nächste, daß wir seine Phantasie nicht von vornherein durch Vorschriften einschränken.

Die in diesem Falle als berechtigt zu bezeichnenden Vorschriften lauteten: „Das Denkmal soll auf dem Wilhelmsplatze an einer durch Lageplan näher bezeichneten Stelle errichtet werden. Es soll den Kaiser Friedrich III. zu Fuß darstellen. Das Standbild selbst soll eine Höhe von etwa 3 m erhalten und in Bronzeguß ausgeführt werden. Für das Postament, dessen Gestaltung dem Künstler überlassen bleibt, ist als Material schwedischer Granit anzunehmen. Etwaiger bildnerischer Schmuck ist aus Bronzeguß herzustellen." Die Kosten — ausgenommen diejenigen des Fundaments und der Einfriedigung — sollten 70000 Mark nicht wesentlich überschreiten.

War also im Allgemeinen die Art des Denkmals in seiner Hauptanordnung, in seinen Abmessungen und dem Material festgelegt, so war doch innerhalb dieser Grenzen für den Künstler noch reichlich Gelegenheit seine Eigenart in der Auffassung zur Geltung zu bringen, beim Sockel sowohl wie beim Standbilde selbst.

Ein Standbild, welches für die lebenden und kommenden Geschlechter geschaffen werden soll, muß nicht allein den Mann, den es darstellt, naturgetreu wiedergeben, sondern der Künstler muß die Gestalt auch wahrscheinlich, d. h. so wiedergeben, daß der Beschauer der Gestalt die Eigenschaften zutraut, welche der Dargestellte besessen. Bei vielen Standbildern ist das Letzte sogar die Hauptsache. Man denke nur an diejenigen in der Siegesallee in Berlin, von denen manche der Dargestellten in ihrem Aussehen aus Abbildungen oder sonstigen Ueberlieferungen kaum bekannt sind. Da wird die Gestalt aus der Kenntniß des Lebens und der Thaten des Mannes gleichsam reconstruirt. Und es ist dabei ganz gleichgültig, — da ja gar nicht zu prüfen, — ob die Gestalt ähnlich ist, sondern nur darauf kommt es an, ob sie überzeugend wirkt, ob der Beschauer das Gefühl hat: Ja, so muß der Mann ausgesehen haben, den ich aus der Geschichte kenne.

Beide Forderungen, Portrait-Aehnlichkeit und Wahrscheinlichkeit, müssen gestellt werden, wenn es sich um die Wiedergabe eines Mannes

aus neuerer Zeit handelt. Und glücklich die Aufgabe, bei der sich die Forderungen decken, d. h. bei der das Aeußere des darzustellenden Mannes wirklich dem entspricht, was er gewesen ist und was er geleistet hat. Und dieses Zusammentreffen findet kaum je so gründlich statt, wie bei der Person des Kaisers Friedrich. Ein Feldherr, ein König, ein Mensch. Das war Kaiser Friedrich, und das war auch in seiner Erscheinung in wahrster und edelster Weise ausgedrückt. Nebenbei an Wuchs und Aussehen ein schöner Mann im besten Sinne des Wortes. So hatten die Künstler eine dankbare Aufgabe, besonders diejenigen, die früher Gelegenheit hatten, den damaligen Kronprinzen bei öffentlichen Anlässen zu sehen, wo die Hoheit seiner Erscheinung und die natürliche Art, sich zu geben, getragen von dem Bewußtsein, als Fürst Tausende von Augen auf sich gerichtet zu wissen, ihn jeden Augenblick zu einem Vorbild für ein Denkmal machte.

Daß diejenigen Bewerber, welche durch Nebenfiguren die besonderen Eigenschaften des Kaisers hervorzuheben und dadurch gleichzeitig eine interessantere Gestaltung des Gesamt-Denkmals zu erreichen gesucht haben, gegenüber denjenigen, welche lediglich das Standbild auf einen Sockel stellten, im Vortheil gewesen sind, beweist das Ergebniß der Preisvertheilung und der Vergleich der einzelnen Modelle. So haben sämtliche mit Auszeichnungen bedachten Entwürfe durch Nebenfiguren eine tiefere Charakterisirung erstrebt und eine reichere Gestaltung des Denkmals, in den meisten Fällen auch einen schöneren Uebergang von dem Erdboden zum Standbild erreicht.

In hohem Grade ist dieses dem mit dem 1. Preise ausgezeichneten Entwurf (Kennwort: Koeniggrätz) des Bildhauers Johannes Böse in Berlin gelungen. Ein ausgedehnter Stufenunterbau mit Freitreppe, eingezäunt von einer charakteristischen Sandstein-Balustrade, nimmt auf einem Absatze von 5 Stufen den interessanten Sockel auf, dem ein Wasserbecken vorgelegt ist, an dessen Rande links seitlich vor dem Sockel ein Landmann als Verkörperung der Provinz Posen sitzt und zu dem Kaiser hinaufweist. Der Kaiser, als Feldmarschall in Dragoner-Uniform mit Hohenzollernmantel dargestellt, wendet den Kopf etwas nach rechts, das rechte Bein energisch vorgestellt. Der Ausdruck der Stellung ist würdig und ernst, frei von jedem Theatralischen und vereinigt die Wiedergabe der Königswürde mit der Treue der Aehnlichkeit. Der durch Eichenstämme an den Ecken interessant belebte und der modernen Geschmacksrichtung maßvoll entgegenkommende Sockel dürfte vielleicht in seinen Rücklagen ein wenig schwächer profilirt sein. Die dadurch zu erreichende größere Ruhe würde noch mehr dem herrlich gebildeten Landmanne zu Gute kommen. Dieser Landmann geht uns zu Herzen. Woher kommt das? Weil er ein Mensch ist von unserer Art, aus unserer Zeit, aus unserem Leben. Der Künstler wird stets diejenigen Menschen wahrheitsgetreu und packend darstellen, die er

beobachtet hat: die Menschen seiner Zeit. Wer auf die Besucher der Modellausstellung geachtet hat, dem kann es nicht entgangen sein, wie gerade diese aus dem heutigen Leben gegriffene Gestalt jedem verständlich ist, jedem zum Herzen spricht. Und welchen Werth hat die Wiedergabe solcher Menschen für spätere Geschlechter! Wenn wir Götter, Griechen, Germanen, Idealfiguren machen, dann können die späteren Geschlechter doch nur daraus lernen, wie wir diese Götter u. s. w. aufgefaßt haben. Wenn wir aber Menschen unserer Zeit darstellen, so können unsere Nachkommen sehen, wie die Menschen unserer Zeit ausgesehen haben, wie diese Menschen wirklich gewesen sind. Denn die Menschen unserer Zeit machen wir echt.

Die Landmannsfigur hat Böse außerdem in der geschicktesten Weise zur Verbindung des Sockels mit der Plattform benutzt. Und zwar ist die Gestalt von allen Seiten gesehen vorzüglich und die gebildete Linie der Gesamterscheinung des Denkmals von allen Seiten glücklich. Als Gegengewicht zu dem Landmann ist im Becken eine Seerobbe angebracht. In der Masse dort nothwendig, befremdet das Thier etwas an der Stelle. Eine Felspartie würde den ästhetischen Zweck auch erfüllen und die Unnatürlichkeit der Wahl dieses Thieres vermeiden. Die Plattform ist nach hinten vollständig abgeschlossen. Eine engere Beziehung des Denkmals zu dem dahinterliegenden Platze würde sich durch Stufen, die links und rechts neben der Rundung der Plattform anzubringen wären, unschwer schaffen lassen. Die Balusterpfosten mit der Kaiserkrone bilden ein geschicktes Gegengewicht und sind zu der Sockellinie gut abgestimmt. Das ganze Denkmal macht einen außerordentlich harmonischen Eindruck, ist verständlich und schön und paßt für die Stelle, auf der es stehen soll.

Der zweite Preis ist dem Modell mit dem Kennwort „Siegfried" vom Bildhauer Cauer in Berlin zuerkannt. Der Entwurf zeichnet sich durch das außerordentlich packend gestaltete Standbild des Kaisers aus. In der Uniform der Garde du corps mit Hohenzollernmantel steht der Kaiser elastisch und imposant da. An der Vorderseite vor dem Sockel steht eine Siegfrieds-Gestalt, zu deren Füßen der getödtete Drache liegt. Siegfried, nur mit einem Fell bekleidet, bietet seine reckenhaften Glieder im Vorwärtsschreiten dem Beschauer dar, schwungvoll und kraftstrotzend. Auf dem Kopfe trägt er einen bekränzten Helm, das lange Schwert auf der linken Schulter. An den Seiten des Sockels sind Embleme mit Masken angebracht, welche den Krieg und den Frieden versinnbildlichen. Eine gewisse Gefahr für die Gesamterscheinung des Denkmals liegt darin, daß beide Gestalten, diejenige des Kaisers und diejenige Siegfrieds, in der Hauptare unter einander, jede stehend, angebracht sind. Sie schaden sich dadurch gegenseitig. Gleichwohl aber hat der Entwurf in seiner Feinheit der Empfindung

so viele Vorzüge, daß man ihn an Werth dem Böse'schen Entwurfe in rein künstlerischer Beziehung kaum nachstellen möchte.

Erheblich anders, als die beiden besprochenen, ist der mit dem dritten Preise ausgezeichnete Entwurf des Bildhauers Küchler in Berlin gedacht. „Das deutsche Volk und die Geschichte stehen trauernd und beweinend am Denkstein ihres unvergeßlichen Fürsten." So schreibt der Verfasser in seinen Erläuterungen. Ein sehr anheimelnder Gedanke. Die Geschichte, ernst und traurig sinnend, sitzt rechts auf den Stufen des Sockels. Von links schreitet ein schön gebildeter, wenig bekleideter Mann heran, auf der Schulter einen großen Lorbeerzweig tragend und an der Hand einen weinenden Knaben führend. Die Abwägung der Stellungen und der Massen steht nicht auf der Höhe des sympathischen Gedankens. Die Figur des Kaisers selbst ist bei Weitem nicht so schön als die der vorigen beiden Entwürfe. Man könnte den Eindruck gewinnen, als sei der Verfasser nicht fertig geworden. Nicht etwa mit dem letzten Schliff. Durchgearbeitet im Einzelnen ist der ganze Entwurf, wie irgend einer. Aber mit dem Entwerfen, mit dem Abwägen scheint der Künstler zu früh aufgehört und mit dem Fertigmachen zu früh begonnen zu haben. Die Gestalt des Kaisers von der rechten Seite gesehen, macht einen nicht ganz befriedigenden Eindruck. Die an sich sehr guten Nebenfiguren stehen ohne genügende Verbindung mit dem Ganzen. Die Gesamtgruppe wirkt nicht von allen Seiten gut. Die Profilirung des Sockels ist, trotzdem sie sich in den hergebrachten Formen bewegt, nicht im Maßstab getroffen. So kann man sich, trotzdem die ganze Lösung der Aufgabe uns so anheimelt, doch des Eindrucks nicht erwehren, als habe der Künstler bei noch eingehenderem Arbeiten noch mehr erreichen können. Daß dabei der Akt des Mannes sehr schön modellirt ist, soll durchaus nicht verkannt werden. Die etwas langweilige Plattform mit den vier gleichmäßig behandelten Freitreppen und den unglücklich gerathenen Kettenpfosten wollen wir gern verzeihen, obgleich auch solche Nebendinge des Interesses des Künstlers werth sind. An einem Kunstwerke giebt es keine Nebendinge in dem Sinne „zu vernachlässigende Dinge." Jeder Theil, so unbedeutend er in seiner Größe, so gering er in seiner Bedeutung sein mag, verdient reifstes Interesse, damit er in der ihm zukommenden Rangordnung bleibt und nicht durch Mißverhältniß oder Mißform auffällt.

Eine reife Abwägung der Massen zu einander bietet der durch eine ehrenvolle Erwähnung ausgezeichnete Entwurf mit dem Kennwort „Siegfried." Der gewählte Gegenstand ist nicht so zum Herzen sprechend als der eben besprochene. Eine Walküre, die den als siegreichen Feldherrn vom Schlachtfelde heimkehrenden Kaiser begleitet und ihm zu Sieg und Ruhm verholfen hat, sitzt vor dem Sockel, das Antlitz zum Kaiser emporgehoben, und schirmt die Insignien der Kaiserwürde und den

Schild, der den Namen Wörth trägt. An den Seiten des Sockels sind wasserspeiende große Löwenköpfe mit Wasserbecken angebracht. Der Gedanke mit der Walküre muthet uns etwas fremdartig an. Es geht ein berechtigtes Sehnen durch die moderne Zeit nach Menschen von unserem Fleisch. Nicht ein einziger Deutscher Krieger ist dargestellt in der ganzen Masse von Entwürfen. Und doch haben die meisten Künstler den Kaiser als Feldherrn aufgefaßt und dargestellt. Warum können nicht auch einmal ein oder ein paar Deutsche Krieger, Landwehrleute, die ebenfalls den heimkehrenden Kaiser begleitet und bei der Erringung von Sieg und Ruhm ihm geholfen haben, am Denkmal-Sockel sitzen und mit stolzer Verehrung zu ihrem Ideal eines Feldherrn hinaufschauen? Daß nicht ein einziger Deutscher Krieger, denen „unser Fritz" doch so nahe gestanden hat, von den Bewerbern heraufbeschworen, ist bezeichnend. Fürchtet man sich davor, weil die Krieger schon oft verwendet sind? Ja, was ist denn überhaupt noch nicht dagewesen? Allegorische Figuren giebt es doch fast an jedem Denkmal, und niemand scheut sich, immer wieder solche anzubringen. Wenn wir aber diese Walküre gelten lassen wollen, so kann uns die sehr feine, in berechtigt wuchtiger Weise gehaltene Massenwirkung nur befriedigen. Die Profilirung des allerdings in keiner Weise originelle Züge zeigenden Sockels paßt ausgezeichnet zu dem Gesamtbilde, und die Linienführung ist von allen Seiten besehen gut und kräftig. Das Denkmal wächst aus dem Boden heraus, sein Stufenunterbau, die vorgesetzte Walkürenfigur mit ihrem Beiwerk einerseits und die seitlichen Wasserbecken andrerseits schaffen nach jeder Seite hin ein richtiges ästhetisches Widerlager für den Sockel.

Ein andrer Entwurf, der mit einer ehrenvollen Erwähnung bedacht ist und das Kennwort „Feldherr 70|71" trägt, zeichnet sich auch durch eine fein abgewägte Vertheilung der Massen aus. Der Künstler hat zwei Kaiserstandbilder geliefert. Eins stellt den Kaiser als Feldsoldaten mit Fernglas, die linke Hand im Säbelkorb, dar, das andere zeigt den Kaiser in großer Generals-Uniform mit übergehängtem Mantel, in der Rechten den Feldmarschallstab, in der Linken den Helm mit Federbusch haltend. Beide Figuren sind würdig und ohne Effekthascherei in der Bewegung, aber auch nicht gerade hinreißend in der Wirkung. Vor dem Sockel, dessen Abmessungen und Profilirungen außerordentlich fein abgestimmt und dessen vordere und hintere Seite sanft geschwungen sind, sitzt eine nur skizzirte, aber sehr gut in der Bewegung wirkende trauernde Figur, wohl die Geschichte, auf eine Inschrifttafel gestützt und mit einem Kranz in der Hand. Die Figur vermittelt sehr gut die Linie vom Boden zum Sockel, die aber an den Seiten auch ohne jedes künstlerische Beiwerk lediglich durch die gut gewählte Größe und Ausladung der Profilirungen und Stufen sehr glücklich ist. Diese ausgereiften Abwägungen beweisen den feinen Künstler.

Unter denjenigen Arbeiten, welche nicht mit einer Auszeichnung bedacht sind, ist eine Anzahl sehr beherzigenswerther Entwürfe. Ein vorzüglicher ist derjenige mit dem Kennwort „Ostmark". Der Verfasser verzichtet auf jedes Beiwerk. Er hat den Kaiser ernst dargestellt, fast zu ernst. Aber dieser ruhige Ernst ist so ausgezeichnet in dem Standbilde ausgedrückt und so folgerichtig in der ganz einfachen, kräftigen Behandlung des fast herbe wirkenden Sockels durchgeführt, daß dieses Zusammenstimmen des ganzen Werkes einen hohen künstlerischen Eindruck macht. Ob es glücklich ist, bei Kaiser Friedrich gerade diese Seite des Wesens zu betonen, gerade diesen Ausdruck strengsten Ernstes zu wählen, ist eine andere Frage. Aber die Durchführung dieser Absicht ist glänzend gelöst.

Eine ganz andere Absicht hat dem Verfasser des Denkmals mit dem Kennworte „Volksliebe" vorgeschwebt. Das Standbild ist schwungvoll, nicht ganz frei von übertriebener, fast selbstherrlicher Bewegung und wirkt wie ein Hymnus auf Herrschaft und Sieg. Etwas zu theatralisch, aber packend. Und darunter als krasser Gegensatz ein streng und einfach geformter Sockel, gradlinig, hart. Und nun wieder ein Gegensatz: Vor dem Sockel eine allegorische Figur, jung, hager, nackt, mit ausgebreiteten Flügeln, mit Griffel und Tafel, das Haupthaar mit Blumen überladen. Der Verfasser nennt die Figur „die Geschichte." Den Eindruck macht sie nicht. Das Denkmal so auszuführen, wäre ein Unding, und jeder Beschauer würde sich mit Recht an der Auffassung der allegorischen Figur stoßen. Aber interessant ist das Denkmal und reizt gerade durch die Gegensätze und das virtuose Können, das sich aus ihm kund giebt, immer wieder zum Beschauen.

Ganz anders sind zwei Denkmalsentwürfe, die in der Auffassung viel Aehnlichkeit mit einander haben. Das sind diejenigen mit dem Kennwort „Königgrätz" und „Schlicht." Bei beiden ist der Kaiser als Feldherr mit Mütze und Mantel dargestellt, und auf den Stufen des Sockels sitzt bei beiden eine Rittergestalt, bei dem ersteren unbekleidet, nur mit Helm und Schwert, bei dem letzteren mit voller Bekleidung. „Königgrätz" stellt den Kaiser in ruhiger Haltung, scharf beobachtend dar, die Nebenfigur in ihrer kräftigen Muskulatur, die Arme auf das große Schwert gestützt, ist ausgezeichnet in Bewegung und Formen. „Schlicht" dagegen stellt den Kaiser bewegt dar, mit wehendem Mantel vorschreitend. Der Ritter sitzt etwas gekauert und macht mehr einen lauernden, als einen beobachtenden Eindruck. Sockel und Uebergang desselben zum Erdboden sind bei beiden einfach und gut.

Eine Menge der Denkmalsentwürfe ist noch mit mannigfaltigen Nebengruppen ausgestattet. So vor Allem dasjenige mit dem Kennwort „Dem Andenken Kaiser Friedrichs." Der Sockel steht auf einer großen, durch Sitzbänke begrenzten und durch vier gleichförmige

Freitreppen etwas eintönig mit dem Platz in Verbindung gesetzten Plattform, welche hinter den Bänken felsartig abfällt. Das etwas matt in der Auffassung erscheinende Standbild steht auf einem guten, nicht uninteressant gestalteten Sockel, an dessen vier Ecken unter dem oberen Laubfries vier Löwenköpfe geschickt herauswachsen. Das energisch ausladende untere Profil des Sockels giebt demselben eine eigenartige, nicht schlechte Linie. Das Charakteristische des Entwurfes ist aber eine vor dem Sockel schreitende Gruppe von — Engeln kann man nicht sagen, denn sie haben keine Flügel. Aber sonst haben diese Posaunen blasenden Figuren durchaus den Anstrich von Engelsfiguren, wie sie in unsern Gedanken üblich sind. Wenn auf dem Schriftband nicht „Halleluja", sondern „Heil dir im Siegerkranz" steht, so macht das die Gruppe nicht charakteristischer für dieses Denkmal. Im Uebrigen ist der Entwurf durchaus nicht ohne Geschick.

Einen eigenartigen Gedanken entwickelt der Entwurf mit dem Kennwort „Posener Kind". Vorn auf der Plattform, auf welcher der in gothisirender Weise, aber viel zu zart profilirte Sockel des würdig aufgefaßten Standbilds steht, sitzt eine unheimlich in das Leere stierende nackte Männerfigur, die auf dem Haupte einen alten Hörnerhelm und in der Hand ein Schwert hat. Die Gestalt, die wohl auf das Schicksal, das den verewigten Kaiser getroffen, anspielen, gleichsam das Verhängniß darstellen soll, dem er unterliegen mußte, ist außerordentlich packend. Abgesehen davon aber, ob es glücklich ist, das düstere Schicksal des Kaisers in dem Denkmal so sehr zum Ausdruck zu bringen, ist die Beziehung nicht klar genug ausgedrückt, überhaupt die künstlerisch so wohlgelungene Figur nicht verständlich genug.

Dem Modell mit dem Kennwort „in patria" sind zwei Standbilder beigegeben, eins in Mütze, das andere ohne Kopfbedeckung. Beide zeigen den Kaiser als behaglichen Menschen, lassen aber das Königliche vermissen. Die seitlich vom Sockel sitzenden Figuren: Die Gerechtigkeit und Religion, sind sehr gut in der Skizze. Die Gruppe im Gesamteindruck ist etwas eckig und hart, wozu der in althergebrachter Weise, aber ohne feineres Gefühl gestaltete Sockel das Seinige beiträgt.

Eine bedeutende Entwicklung nach den Seiten hin zeigt das Denkmal mit dem Kennwort „Hohenzollern." Das Standbild des Kaisers, etwas langweilig, nicht königlich aufgefaßt, steht auf einem gut profilirten Sockel, an dessen Seiten je ein nach auswärts strebender Adler sitzt. Auf den Enden von zwei von den Adlern ausgehenden, mauerartigen Abschrägungen sitzen allegorische Figuren, Männergestalten in antiken Gewändern, welche den Krieg und die Friedensarbeit darstellen. Diese Gestalten sitzen gleichzeitig auf dem Rande zweier Wasserbecken, welche vor und hinter dem Sockel gebildet werden. Um den Gesamteindruck des Denkmals zu genießen, müßte man einen sehr fernen Standpunkt wählen. Von der Seite aber ist der Eindruck ein

ungünstiger. Dieser Umstand allein schon würde die Unausführbarkeit des Modells für den bestimmten Platz beweisen. Denn der Platz stellt in hohem Grade an das Denkmal die Forderung, von allen Seiten beobachtenswerth zu sein.

Unter denjenigen Denkmalsentwürfen, welche die angebrachten allegorischen Nebenfiguren in geschickter Weise zur Schaffung einer guten Linie benutzten, nimmt der Entwurf mit dem Kennwort „Frischauf" einen guten Platz ein. Rechts am Sockel sitzt ein germanischer Krieger, links hebt eine weibliche Figur einen Lorbeerkranz zum Kaiser empor: Die Stadt Posen huldigt dem Kaiser. Standbild, Sockel und Nebenfiguren sind, ohne besonders zu packen, gut zusammen componirt und erwecken einen durchaus befriedigenden Eindruck. Aehnlich suchen die Modelle mit dem Kennwort „per aspera ad astra," wo die Germania der Stadt Posen die Heldenthaten ihrer Kinder erzählt, „Leonidas," „Hohenzollern," bei welchem ein etwas sehr hoher und in der Form gewagter Sockel den Gesamteindruck beeinträchtigt, und „Kranz" die Umrißlinie durch allegorische Figuren lebhafter und gefälliger zu gestalten. Auf den Sockelstufen des letztgenannten Entwurfes sitzt eine recht gute allegorische Geschichtsfigur, während um den Sockel herum eine wenig befriedigende Walkürenfigur nach vorn um die Ecke schleicht. Bei all diesen Entwürfen ist nichts, was den Beschauer besonders begeistert.

In engeren Zusammenhang mit dem Sockel hat der Verfasser des Modells mit dem Kennwort „Posen" seine Nebenfigur, trauernde Germania, dadurch gebracht, daß er dieselbe in bezw. vor eine am Sockel angebrachte Nische setzte. Während er dadurch vorn einen guten Uebergang zu der dreistufigen Plattform erzielt, ist die Sockellinie an den Seiten nicht glücklich.

Eine interessante Sockelform mit Voluten an den Ecken hat das Modell mit dem Kennwort „Fridericus imperator rex" mit einer netten Gruppe: „Die Geschichte unterweist einen Knaben, die heranwachsende Generation." Zeigt das Standbild keine besonderen Vorzüge und ist etwas süß in der Auffassung, so könnte der Gesamteindruck doch ein sehr guter sein, wenn der Maaßstab in den interessanten Gliederungen und Formen des Sockels richtig getroffen wäre.

Zu dieser Gruppe gehören noch die Entwürfe „Ich wags'," „Veilchen," „Unserm Fritz!" und „Rosen." Bei ihnen ist das Standbild selbst wenig glücklich. Die Sockellösungen dagegen sind, namentlich bei den letzten beiden, nicht uninteressant.

Unter denjenigen Entwürfen, welche lediglich ein Standbild auf dem Sockel zeigen und weiteren figürlichen Beiwerks sich enthalten, verdient das Modell mit dem Kennwort „Charlottenburg" besondere Beachtung. Ein sehr gutes Standbild und ein interessanter, in den Formen und der Behandlung des Ornaments sehr fein empfundener

Sockel schaffen einen guten Gesamteindruck und heben das Denkmal bedeutend über das Durchschnittsmaaß hinaus. Das Modell mit dem Kennwort „Deutsche Treue,“ welches recht gut zusammenwirkt und in dem Standbild wie im Sockel ganz tüchtiges Können verräth, läßt uns gleichwohl ziemlich kalt. Es ist eine einwandfreie, aber auch nicht hinreißende Schöpfung.

Es würde zu weit führen, von den weniger glücklichen Modellen jedes einzelne hier anzuführen. Es sei nur noch erwähnt, daß fast alle Bewerber für die Rückseite ihres Denkmals einen passenden Schmuck, wie Wappen von Posen oder die Reichsinsignien u. s. w. vorgesehen haben.

Wenn man sieht, daß so viel tüchtiges Können und so viel ernste Arbeit aufgeboten sind, so kann man sich des Bedauerns nicht erwehren, daß nur ein so geringer Theil der aufgewendeten Arbeit den Künstlern vergütet werden konnte. Mögen denn diejenigen, denen eine Auszeichnung nicht zu Theil geworden ist, in ihrem Schaffen selbst den Lohn finden, mögen sie aus dem Vergleich ihrer Arbeit mit den andern Arbeiten lernen, mögen sie gesehen haben in der Ausstellung, in welcher Richtung sie zu arbeiten haben, welche Seite ihres Könnens sie fördern müssen, falls es mit ihrer künstlerischen Ueberzeugung und Begabung vereinbar ist. Mögen aber auch diejenigen, welche der Aufgabe nicht gewachsen waren, dieses aus dem Vergleich erkannt haben, arbeiten und lernen, oder aber ihr Schaffen in die Richtung lenken, die ihre Begabung und ihr Studiengang ihnen weist; eine Bahn, in der sie, wenn auch nicht große künstlerische, so doch solide und sichere Erfolge zu erwarten haben. Wenn so ein Jeder sich aus der Ausstellung das herausgeholt hat, so wird auch seine unbelohnte Arbeit nicht ohne Segen für ihn sein. — Jedenfalls war das Ergebniß des Wettbewerbs für Posen ein günstiges, und die Stadt wird um ein schönes und würdiges Denkmal reicher werden.

Ludwig Jacobowski †.

Von
G. Minde-Pouet.

Die finsteren Ahnungen eines frühen Todes haben dem Dichter der „Leuchtenden Tage“ nicht umsonst so manche Stunde verdüstert. Erst 32 Jahre alt, ist Ludwig Jacobowski, den unsere Provinz mit Stolz zu ihren Söhnen zählt, mitten aus dem regsten Schaffen abgerufen worden; am 2. Dezember (1900) hat ein Typhusanfall nach kaum einwöchigem Krankenlager einen unserer hoffnungsvollsten jungdeutschen Dichter dahingerafft. Nicht jeder unserer zeitgenössischen Poeten hat sich so leicht und schnell wie Jacobowski einen Ehrenplatz in der deutschen Litteraturgeschichte erobert, und nicht jeder unserer noch

schaffenden Dichter hat vor allen Dingen, wie er, sich ein Anrecht erworben, daß ihn die große Masse des Volkes in dauernder dankbarer Erinnerung behält; mitten in einer Zeit, die sich mit ihrem künstlerischen Schaffen nur allzu gern und allzu oft von dem Volke abwendet, ist Jacobowski der Vorkämpfer einer volkserzieherischen Poesie geworden, treu dem Worte: es soll der Dichter mit dem Volke gehen!

Als Sohn eines kleinen jüdischen Kaufmanns ist er am 21. Januar 1868 in Strelno geboren und kam dann bald nach Berlin, wo er abwechselnd eine Privatschule und die Luisenstädtische Oberrealschule besuchte. Hier und in Freiburg i. Br. widmete er sich dem Studium deutscher Litteratur, Geschichte und Philosophie, das er 1891 äußerlich mit der Würde eines Dr. phil. abschloß, und stand bald als geschätzter Kritiker und gefeierter Dichter mitten im schriftstellerischen Leben Berlins, stets ein maßvoller Kompromißler, der das Evangelium der neuen Kunst mit ihren gesunden Ideen verteidigte, sich aber niemals pietätloser Verachtung der Alten schuldig machte. Als Herausgeber der Zeitschrift „Die Gesellschaft" hat er wacker für seine litterarischen Ideen gekämpft und es stets als seine schönste Aufgabe betrachtet, das Volk an dem litterarischen Getriebe unserer Zeit teilnehmen zu lassen.

Jacobowskis dichterische Produktion hat sich auf den Gebieten der Lyrik, Epik und Dramatik versucht. Als außerordentlich gewiegter Bühnentechniker zeigte er sich in dem symbolischen Bühnenmärchen „Diyab der Narr" (1894), das auf zahlreichen Bühnen aufgeführt wurde. Kräftigen Beifall errang auch der soziale Einakter „Arbeit", der zusammen mit vier anderen Einaktern von Wichert, Lauff, Engel und Ompteda unter dem gemeinsamen Titel „Das deutsche Jahrhundert" Anfang 1900 zur Aufführung kam und die moderne Arbeiterbewegung behandelt. Kurz vor seinem Tode erschien dann noch ein kleines romantisches Seelengemälde, ein Melodram, betitelt „Glück" (1900). Alle diese 3 Werke, so anmutend und geistvoll sie auch dem Leser erscheinen, Großthaten dramatischer Kunst sind sie nicht, und Jacobowski hätte als Dramatiker schwerlich noch durchschlagende Erfolge erzielt.

Das Gebiet, auf dem sein Hauptkönnen lag, und auf dem er sich schnell eine Führerrolle erobert hatte, ist die Lyrik und die Epik. Seine ersten beiden Gedichtsammlungen „Aus bewegten Stunden" (1888), die zumeist des jungen Dichters Seelenergüsse aus den reiferen Schuljahren enthalten, und „Funken" (1890) sind noch echte Schiller'sche jugendliche Sturm- und Dranglyrik, die uns von den frühen Kümmernissen und Entbehrungen des Knaben erzählen und mit einem ungestümen, unzufriedenen Geist des Zweifels, mit idealem Titanentrotz gegen Ordnung und Gesetz losstürmen. Einen großen Fortschritt zeigt die dritte Sammlung „Aus Tag und Traum" (1895), die im Gegensatz zu jenem jugendlichen Pessimismus eine weise Resignation aufweist und statt des Dichterstürmers den Künstler

offenbart, der uns dann am reifsten und auf der Höhe seines lyrischen Schaffens in der letzten Sammlung „Leuchtende Tage" (1900) entgegentritt. Man staunt hier nicht über neue Gedanken, über neue Nuancen in Form und Farbe. Die alten Rhythmen, die schlichtesten Worte, die jeder kennt und selber redet, finden wir hier wieder; denn nicht die l'art pour l'art-Kunst, sondern die Lebenskunst, die Volkskunst ist hier gepflegt, die nicht nach Abstrusem sucht und tiftelt, sondern einfache Antworten giebt auf die Fragen, die um uns schwirren. Deshalb ist Jacobowskis Lyrik gleich anziehend für den Philosophen, der die Räthsel des Seins ergründet, wie für den Mann, der die Kunst nur einmal Sonntags vorübergehend auf sich wirken lassen kann. Um seine Schöpfungen zu verstehen, brauchen wir uns nicht in die Seelenwelt eines Einzelnen zu versetzen, wir werden durch ihn auf unser eigenes Innere hingelenkt, weil für ihn jedes einzelne Gefühl, jede besondere Stimmung zum Sinnbild des gesammten Seelenschicksals wird; und das erreicht nur ein echter Lyriker im höchsten Sinne.

Lyrik steht bei der großen Masse nicht hoch im Werte; sie wird mehr gedruckt als gelesen, und deshalb wird der Lyriker Jacobowski dem Publikum fern stehen. Aber der Epiker mit seinen Romanen dürfte der großen Menge bekannter sein. Hat doch „L'humanité nouvelle" gleich seinen ersten Roman, „Werther der Jude" (1892), „l'une des oeuvres les plus remarquables de la littérature allemande" genannt. Dieser Roman, der des Dichters Verhältnis zur Judenfrage entrollt, war die erste dichterische That des Jünglings. Es ist ein Stück eigener Jugend darin; ein feinfühliger sensibler Mensch klagt sich selbst schonungslos an, aber auch seine Zeit und seine Stammesgenossen, weil er unter beider Vorurteil leidet; er beleuchtet mit der Fackel der Wahrheit die asketischen Selbstquälereien und die rohen Demütigungen der Außenwelt, denen der Antisemitismus ein zart und ideal veranlagtes Gemüth preisgeben kann; andererseits deckt er durchaus objektiv die Fehler seiner Stammesgenossen erbarmungslos auf und sucht und findet Heilung für beide Uebel allein in dem „rastlosen Aufgehen in deutschem Geist und deutscher Gesittung." Das Liebesproblem, das mit dieser Handlung verflochten ist und diese sogar wiederholt überwuchert, ist von geradezu erschütternder Tragik. Dann folgte eine Reihe von Novellen und Skizzen, die kulturhistorische Novelle „Der kluge Scheikh" (1894), die Novelle „Anne Marie" (1896), die Theatergeschichte „Vorfrühling" (1896) und die köstliche Sammlung „Satan lachte und andere Geschichten" (1897), lauter Kleinodien poetischer Ciselierkunst, jede Geschichte in individueller Sprache, jede von modernem Geist erfüllt, alle in eigentümlicher Form und Einkleidung, alle mit scharf hervortretender Pointe und lebensernster Idee. Hier tritt uns auch die symbolisierende Kunst Jacobowskis eindringlicher entgegen. Seinen Höhepunkt hat dieser symbolische Stil allerdings erst

in „Loki, dem Roman eines Gottes“ (1898) erreicht, mit dem der Dichter seinen größten Wurf als Epiker gethan hat. Was unablässig als stete Beunruhigung auf dem Menschenherzen lastet, hat Jacobowski in Form eines Kampfes feindlicher Götter dargestellt. Der Mensch hat eine Macht in sich, die ihn nicht zur Ruhe kommen läßt. Wenn er den Frieden gefunden zu haben glaubt, wenn er Ordnung in sein Dasein gebracht zu haben meint, dann erscheint diese Macht plötzlich und stört Frieden und Ordnung, um Neues an die Stelle des Alten zu setzen und zu erinnern, daß nur in immerwährendem Werden das wahre Wesen der Welt bestehen kann. Das alte Gute muß von Zeit zu Zeit zerstört werden. So erscheint die eigentlich vorwärtstreibende Kraft der Welt wie das Böse, das das Gute aus seinem Besitze verdrängt, und das Schöpferische erscheint dadurch als ein unwillkommener Eindringling in das Dasein. Jacobowski hat diese zerstörende Kraft des Daseins in der Gestalt Lokis den erhaltenden Göttern, den Asen, entgegengesetzt. Das ewige Weltgeschehen in seiner Zwiespältigkeit ist in diesem Roman eines Gottes dichterisch dargestellt. —

Und nun noch ein Blick auf jene Thätigkeit des Dichters, mit der er sich den Dank jedes Einzelnen im Volke erworben hat: sein heißes Bemühen dem Volke Kunstpoesie zuzuführen, die Poesie volkstümlich und volksverständlich zu machen und mit der Poesie erzieherisch auf das Volk zu wirken. In der Absicht dem Volke jene Schundlyrik und absurden Gassenhauer und elenden Kolportageromane, die ihren Weg stets über die Hintertreppe zu nehmen pflegen und es nur auf das Geld der armen Leute abgesehen haben, zu entziehen, und in der richtigen Erkenntnis, daß solche Hintertreppenromane sich durch keine Censurkünste, sondern nur durch Darreichung besserer Ware verdrängen lassen, hatte er eine Sammlung „Neue Lieder der besten neueren Dichter fürs Volk“ zusammengestellt und es, dank dem Entgegenkommen des Liemannschen Verlages in Berlin, erreicht, daß dieses Büchelchen, das auf 156 Seiten 307 Gedichte von 145 neueren Lyrikern brachte, auf dem Wege des Kolportagevertriebes für nur 10 Pfennige in alle Hütten, Keller und Dachstuben getragen wurde. Dieser Riesenerfolg ermutigte den Dichter auch unsere älteren deutschen Dichter in Pfennig-Ausgaben bis in die untersten Schichten zu bringen, und er gründete die Sammlung „Deutsche Dichter in Auswahl fürs Volk“. Von den in Aussicht genommenen Serien sind nur Goethe und Heine erschienen, aus deren Werken der Dichter eine sehr geschickte Auswahl getroffen hatte. Sein letztes Unternehmen von volkstümlichem Charakter war die Herausgabe des Buches „Volkslieder. Aus deutscher Seele“, mit der er den Quell der Volkspoesie aufs neue erschlossen hat. Unsagbares wäre für die Volkskultur gethan, wenn solche Sammlung sich in den Massen einbürgerte.

Wir alle müßten daran mitarbeiten. Ist doch keine der dem „Wunderhorn" folgenden Sammlungen ein Hausbuch der deutschen Nation geworden. Und Jacobowski hat auch die deutsche Spruchdichtung berücksichtigt auf dem Urteil Riehls fußend, daß der Hausschatz deutscher Sprucherse nicht minder reich an lauterem Golde sei, wie das eigentliche Volkslied. So gab Jacobowski dem Volke wieder, was des Volkes ist, und was es in arger Verblendung gegen die Bazarware der Gassenhauer eingetauscht hatte. Das unterscheidet Jacobowski so wohlthuend von den Dichtern der Gegenwart: während die Mehrzahl der modernen Dichter in bewußter Abkehr vom Volke und der Volksseele heimliche Sensation sucht und sich allzu individualistischen Neigungen hingiebt, ist sein Herz stets dem Volke erhalten geblieben. Und das wollen wir ihm nicht vergessen!

Wir sehen, in seiner Persönlichkeit lagen Keime, die noch ein langes Menschenleben hätten beschäftigen können. Nur eine kleine Zahl durfte ausreifen.

Litterarische Besprechungen.

D. Dr. Schneider K, Ein halbes Jahrhundert im Dienste von Kirche und Schule. Lebenserinnerungen. Berlin 1900. 8° VI 488 S.

Das Buch und seine einzelnen Theile sind in verschiedenen Schriften, namentlich in pädagogischen, besprochen worden. Der Verfasser ist ja auch der Schöpfer der so wichtigen allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872 und ein Mann, dem die Volksschule im allgemeinen und viele Lehrer im besonderen recht viel verdanken. Doch nicht die pädagogische Seite seines Buches soll hier einer Besprechung unterzogen werden, sondern jener Theil, in welchem der Verfasser seiner Thätigkeit in unserer Provinz und der Zustände, die er damals hier vorfand, gedenkt. In drei besonderen Abschnitten unter den Ueberschriften: Krotoschin, Schroda und Bromberg (S. 160—237) beschreibt er das geistige und politische Leben dieser Provinz während der Zeit von 1854—1867 in jener heitern, geistreichen Weise, die er auch in der Unterhaltung mit Bekannten selten verläugnete. Die Eindrücke, welche er hier empfing, die Erfahrungen, die er auch im Verkehr mit den Landsleuten polnischer Zunge gesammelt, erscheinen aber erst vollständig, wenn neben die Aufzeichnungen in vorliegendem Buche auch die Artikelreihe gestellt wird, welche Herr K. Schneider, ohne seinen Namen zu nennen, im Jahrgang 1863 der Grenzboten unter dem Gesamt-Titel: Deutsche Briefe aus der preußischen Provinz Posen hatte erscheinen lassen. Bilder aus dem bewegten politischen Treiben jener Jahre und aus der Bethätigung der verschiedenen Behörden wechseln mit kleinen und größeren Darstellungen des Volks- und Familienlebens und mit kostbaren Zeichnungen einzelner Personen. Hierbei kommt dem Verfasser ein staunenswerthes Gedächtniß zu Hilfe,

welches sich aber nie durch Indiskretion zu einem unheimlichen gestaltet. Unter anderen sei verwiesen auf die launige Mittheilung, wie Krotoschin 1848 schlesisch wurde, d. h. wie es sich in den Verband der Provinz Schlesien aufnehmen ließ (S. 162), auf die Schilderungen des Jahrmarkts und einer jüdischen Hochzeit in Schroda (S. 180) und auf einzelne Episoden aus dem Schulleben. Mit schmerzlichen Gefühlen verfolgt da der Leser (S. 164) den mehrstündigen Censuraktus an der Realschule zu Krotoschin, bei dem der Schuldiener Heilmann mit dem spanischen Rohr in der beweglichen Hand die Hauptrolle spielte. Eine weniger gefährliche Gestalt lernen wir (S. 188) in Gotthold Gutzeitig Fürstentreu Sturm, dem Kantor, Organisten und II. Lehrer in Schroda kennen, dessen Harmlosigkeit im umgekehrten Verhältniß zu den Akten steht, die über ihn geschrieben worden sind. Unter den Posener Schulmännern jener Zeit ist es der Provinzial-Schulrath Dr. A. Mehring, dem der Verfasser das schönste Denkmal in einer kurzen Darstellung seines Lebensganges gesetzt hat (S. 167 ff.). Ueber die damals herrschenden Zustände auf dem Gebiete der Volksschule unserer Provinz hatte Herr Dr. Schneider während der Jahre, da er in Bromberg Seminardirektor war, sich zu unterrichten die beste Gelegenheit. Schon die Worte, mit denen ihn Geheimrath Stiehl dorthin entsandte: „Sie gehen an das schlechteste Seminar der Monarchie“ (S. 209), ließen ihn nichts gutes ahnen. Und recht schlimm fand er es auch vor. Die Schulaufsicht war so mangelhaft, daß die Aufsichtsbeamten (eine ständige Schulaufsicht gab es damals nicht) in der größten Unkenntniß darüber sich befanden, an welchen Tagen und zu welchen Tagesstunden in den Schulen Unterricht ertheilt wurde (S. 219). Der Mangel an Lehrerbildungsanstalten hatte ferner einen solchen Mangel an Lehrern gezeitigt, daß vielfach Schulstellen mit einstigen Handwerkern, Vögten und ländlichen Arbeitern besetzt werden mußten. Da diese Leute in der Regel Familienväter waren, trug man zwar Bedenken, ihnen nur vorübergehend diese Stellen anzuvertrauen. Aber um sie doch einigermaßen für den Lehrerberuf vorzubereiten, ließ man sie zu einem mehrwöchigen sogenannten methodischen Kursus unter anderem auch an das Seminar zu Bromberg gehen, nach dessen Verlauf sie sich einer kleinen Prüfung zu unterziehen hatten. Bestanden sie diese, so erhielten sie die endgültige Anstellung im Schulamt. Unter solchen Verhältnissen nimmt es nicht Wunder, wenn einer dieser Kandidaten bei der Probelektion den Kindern den König Friedrich Wilhelm III mit den Worten vorstellte: „Dem jetzigen Wilhelm, worunter wir leben, sein Vater“ (S. 219). Es ist selbstverständlich, daß wir in dem Buche auch über das geistige und litterarische Leben der Provinz Belehrung finden. Als ein schönes Zeichen idealen Strebens erscheint es, daß in Schroda sich ein Kränzchen bilden konnte, in welchem einige Herrn vom Gericht, ein Arzt und ein Theologe (der Verfasser) den Tacitus und Sallust lasen (S. 194).

Von eigenartiger Bedeutung ist die Stellung, welche der Verfasser, ein evangelischer Theologe, den damals in der Kirche und der Schule hervortretenden Störungen gegenüber einnahm. Humanistisch durch und durch gebildet, zeigt er sich als ein stets bereiter Kämpfer gegen die „unduldsame Rechtgläubigkeit und die äußere zur Schau getragene Frömmigkeit“ jener Tage, die er kurzweg als geistlichen Hochmuth kennzeichnet. Entsprechend dieser Geistesrichtung steht er auch nicht auf dem starren konfessionellen Standpunkt, welcher die paritätische Schule unbedingt als ein Uebel betrachtet. Und einer seiner lesenswerthesten Abschnitte seines Buches ist das Kapitel, welches er der paritätischen Schule widmet.
A. Skladny.

Aus Mangel an Raum mußten die **„Geschäftlichen Mittheilungen“** für die nächste Nummer zurückgestellt werden.

Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.

Dienstag, den 12. Februar 1901, Abends 8½ Uhr, im Restaurant Wilhelma, Wilhelmstraße 7.

Monatssitzung:

1. Verlagsbuchhändler Jolowicz: Aus Paul Heyses Erinnerungen an Bernhardt Endrulat, den Begründer der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen.
2. Archivdirektor Dr. Prümers: Bericht über die letzte Generalversammlung des Gesammt-Vereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine.

Redaktion: Dr. A. Warschauer, Posen. — Verlag der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen zu Posen u. der historischen Gesellschaft für den Netze-Distrikt zu Bromberg. — Druck von A. Förster, Posen, Wilhelmstr. 20.